

WOLFGANG SIGLER

GOTT

ist kein
Kaugummi

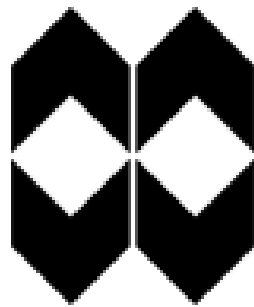
**Warum Zweifeln
und Glauben sich
ergänzen**

Vier-Türme-Verlag

Wolfgang Sigler

Gott ist kein Kaugummi

Warum Zweifeln und Glauben sich ergänzen



Vier-Türme-Verlag

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Printausgabe

© Vier-Türme GmbH, Verlag, Münsterschwarzach 2021

ISBN 978-3-7365-0361-8

E-Book-Ausgabe

© Vier-Türme GmbH, Verlag, Münsterschwarzach 2021

ISBN 978-3-7365-0379-3

Alle Rechte vorbehalten

E-Book-Erstellung: Dr. Matthias E. Gahr

Lektorat: Marlene Fritsch

Covergestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

www.vier-tuerme-verlag.de

Inhalt

[Long, long live the sparrow](#)

[Sich auf Unsicherheit einlassen](#)

[Gott ist kein Kaugummi](#)

[Gott im anderen finden: Martin Bubers »Ich und Du«](#)

[Offenheit durch Geschlossenheit](#)

[Ordnung und Offenheit](#)

[Spirituelles Fingerspitzengefühl](#)

[Der persönliche Weg mit Gott - Umgang mit religiösen Institutionen](#)

[Digital Platz machen für Gott](#)

[Vom Pendeln zwischen Glauben und Zweifeln](#)

[Verwendete Literatur](#)

Long, long live the sparrow

Wenn es darum geht, wie man heute noch glauben kann, ist oft die Rede von »kirchlicher Sozialisation«. Gemeint ist damit ein Umfeld, das es mir ermöglicht, einen Glaubensweg zu gehen. Dazu gehören gute Gewohnheiten und christliche Bräuche im Familienbereich vom Adventskranz bis zu den gefärbten Ostereiern. Vorbilder, mit denen ich mich identifizieren kann, und für manche durchaus auch Institutionen, die mir etwas bedeuten und meinem Leben einen Rahmen geben, an dem ich mich festhalten kann. Vielleicht auch etwas, das mich auffängt, wenn kindliche Glaubensvorstellungen anfangen wegzubröckeln.

Gleich vorab: Vermutlich ist mein eigener Lebensweg genau das, was man »religiös sozialisiert« nennt. Er hat mich irgendwann – durchaus nach Brüchen mit dem, was Menschen um mich herum erwartet haben – als Mönch in die Abtei Münsterschwarzach geführt. Aus der Rückschau mag das dem einen oder der anderen darin angelegt erscheinen. Als Kind und Jugendlicher aber hat sich das erst einmal ganz anders angefühlt.

Schon bevor ich nach Münsterschwarzach kam, war ich in der Kirche engagiert. In dem Dorf bei Regensburg, in dem ich geboren wurde, steht ein ehemaliges Zisterzienserkloster, dessen mächtig-barocke Klosterkirche

zur Himmelfahrt Mariens heute als Pfarrkirche dient. Außerdem gibt es dort ein Ecce-Homo-Bild, das man seit dem Dreißigjährigen Krieg verehrt. Bisweilen kommen daher bis aus München Busse mit Wallfahrern, die hier beten. Auch die Ratzinger-Brüder saßen in früheren Zeiten angeblich oft einmal davor. Ostern wird der Dorfbrunnen festlich geschmückt, und wegen der nahegelegenen Klostergaststätte und der schönen Lage im Naabtal finden in meiner Heimat den Sommer über viele Hochzeiten statt.

In dieser Kirche wurde ich getauft und ging an Omas Hand das erste Mal zum Gottesdienst. Damals schon war die Liedtafel wichtig, konnte man doch an der Zahl der verbleibenden Lieder halbwegs ablesen, wie lang es noch dauert. Ziemlich spät habe ich erst realisiert, dass das Hochaltarbild von der Himmelfahrt Mariens im Nazarener Stil so gar nicht zum Schwäbischen Barock der restlichen Kirche passt. Es war später nach einem Brand eingefügt worden. Irgendwie hat es dennoch gepasst, denn es leuchtete so marianisch wie die Frömmigkeit unserer Kindergärtnerin. Der Kindergarten stand und steht übrigens ganz bayerisch-katholisch unter dem Schutz von Bruder Konrad aus Altötting.

Irgendwann wurde ich Ministrant, schließlich Oberministrant, und dann begann ich, Orgel zu spielen. Da wurde der Herz-Jesu-Freitag mit dem Gottesdienst des Sühnemessbundes zu einer Gelegenheit, sich ein Taschengeld dazuzuverdienen. Den Ministrantendienst

habe ich bis ins Studium hinein versehen, den Orgeldienst sogar bis zum Klostereintritt. Und das nicht nur dort, sondern auch in der Umgebung und ab und an in einer Stadtpfarrei. Dabei verschwammen Arbeit und Freiwilligkeit. Wenn mich aber die Mama fragte, ob ich denn schon mal wieder eine »Orgel-Rechnung« geschrieben hätte, kniff ich in der Regel eher schuldbewusst ein Auge zu. Die Abrechnung war eigentlich nur wichtig, um weitere Orgelnoten anschaffen zu können.

Offen gesagt, mit Gott hatte all das nicht so viel zu tun. Jedenfalls nicht im engeren Sinn. Und auch nicht, wenn man es mit dem Erleben vergleicht, das in geistlicher Literatur in Bezug auf Momente der Erfüllung und des unmittelbaren Erlebens einer transzendenten Wirklichkeit häufig beschrieben wird, als eine Gegenwart, die immer da war und jetzt *endlich* erkannt wird - man hatte sie zuvor nur nicht wahrgenommen oder für wahr genommen.

Ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen: Vieles davon habe ich genossen. Gerade die Musik. Ich sang auch im Chor zu kirchlichen Anlässen. Einer meiner Chorleiter unterrichtete Orgelspiel. Die Stunden bei ihm waren wirklich ein Glücksfall für mein Fortkommen - musikalisch, vor allem aber menschlich. Die Liebe zum Gregorianischen Choral habe ich vom Regensburger Kirchenmusikdirektor, der darüber sogar promoviert hat. Außerdem gab es einige Jahre ein Projekt mit der Gesangsklasse einer befreundeten Russin aus St. Petersburg, bei der ich außerdem im

Kammerchor sang. Immer wieder einmal hatten wir daher erstklassige Musik in unseren Dorfgottesdiensten. Ach, und die Vespere mit unserem kleinen, aber feinen A-cappella-Ensemble für Alte Musik! Und der College Choir während meines Erasmus-Aufenthalts in England, geleitet von einer Kanadierin. Bis heute ist Orgelmusik von den britischen Inseln ein fester Bestandteil meines Repertoires.

Die Pfarrer, die ich erlebt habe, waren nicht klerikal. Im Gegenteil, sie mühten sich sehr auf ihre je eigene Weise, für die Menschen da zu sein, und das sowohl aus ihrer Persönlichkeit heraus als auch in ihrer Rolle als Priester. Ihr Gott war für alle da und wartete auf jeden, der kommen wollte. Dennoch habe ich den Kontakt zum Göttlichen eher ihnen zugewiesen beziehungsweise für sie reserviert, genauso wie für besagte Kindergärtnerin, der ich ihre innige Beziehung zu Christus bis heute glaube. Für uns »normale« Menschen dagegen waren die höheren Erfahrungen vielleicht im Sakrament konserviert – aber irgendwie doch nicht vorgesehen.

Heute würde ich sagen, ein Teil davon stimmt immer noch: Die intensive Gotteserfahrung steht uns nicht zur Verfügung, jedenfalls nicht wie eine Packung Kaugummi im Supermarkt. Sie entzieht sich dem Zugriff. Vielleicht habe ich gerade deswegen gegenüber bestimmten Wallfahrtsgruppen, die den göttlichen Segen auf Gedeih und Verderb herbeibeten wollten, schon früh eine gehörige Skepsis entwickelt.

Es gab in meiner Kindheit und Jugend durchaus Menschen mit einer spürbaren Passion, und ich habe ihre Nähe gesucht. Es ist schwer zu sagen, ob das Zufall war oder so gewollt, aber sie alle hatten eine Verbindung zur Kirche. Das heißt nicht, dass diese Beziehung unkompliziert war. Wem die Kirche wichtig ist und wer sich für sie einsetzt, leidet irgendwie immer auch an ihr. Ich will an dieser Stelle – so berechtigt das vielleicht auch wäre – nicht in Wehklagen über Missstände oder veraltete Inhalte verfallen. Denn vielleicht hat dieses Leiden an unseren menschenmöglichen Formen von Kirche auch damit zu tun, dass jene Menschen, die etwas ahnen dürfen vom großen Mehr hinter den Dingen, sich danach ausstrecken müssen. »Da muss doch mehr sein« – dieses Gefühl ist bei ihnen bereits von einer Erfahrung getragen: Da *ist* mehr! Aber es ist flüchtig, und seine goldenen Fäden reißen so leicht ab. Das Wissen um das Mehr ist vor allem Sehnsucht.

Dass solche Sehnsucht seltener wird (vielleicht war sie es schon immer), macht sie mitunter beschwerlich. Wer vom Mehr berührt worden ist, spinnt ein bisschen und kann durchaus ein Kopfschütteln von den »Seriösen« ernten, wie Simone de Beauvoir sie nennt. Von außen betrachtet ist es auch kaum nachvollziehbar. Bereits die Möglichkeit, dass die Köpfe über mich geschüttelt würden, hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie hat mich zurückgehalten, vielleicht auch bewahrt vor mancher jugendlich-pathetischer Äußerung, von der man später verschämt hofft, sie möge im Internet nicht mehr zu finden sein. Die Neugier auf das Mehr ist

darüber ein wenig verblasst in meinem Alltag, der geradezu überqoll von ehrenamtlichen Engagements. Einerseits hat mich das beschäftigt gehalten. Da kommt man nicht auf dumme Gedanken. Andererseits gab es hier und da immer wieder Anzeichen für jene heilige Unrast, die das Mehr nicht vergessen kann. Auch wenn ich das nicht immer explizit mit Gott in Verbindung brachte – fasziniert hat mich da schon etwas.

Seit ich mich entschlossen habe, Mönch zu werden und spätestens seit ich einen Habit trage, kann ich die Welt, wie ich sie erlebe, leichter ausdrücklich mit Gott in Verbindung bringen. Das klösterliche Gewand gibt mir gleichsam die Erlaubnis, innerlich und auch im sozialen Kontext quasi von Berufs wegen etwas von Gott zu erfahren. Vielleicht bin ich seither das erste Mal wenigstens ansatzweise »thematisch Christ«. Dieser Terminus stammt von Karl Rahner, der sagte, man könne sich auch athematisch mit Gott befassen, das heißt ohne Gott zum benannten Thema zu machen. Athematische Christen sind Menschen, die durchaus Kontakt zur transzendenten Wirklichkeit erfahren haben, als Christ würde ich sagen: denen Gott entgegenkam. Sie fassen das aber nicht in religiösen und damit auch nicht christlichen Begriffen.

Manchmal denke ich mir, dass ich erst einmal athematisch religiös war, und das inmitten einer durchaus christlich geprägten Umgebung. Was explizit mit Kirche zu tun hatte, war für mich gut – aber nicht religiös im engeren Sinn. Ich

habe meine Arbeit gemacht, ich glaube sogar: gut gemacht, und war überzeugt davon. So ein »Möchtegern-Frommer« wollte ich aber nie sein. Heute scheint mir diese Bewertung etwas ungerecht und eher dem geschuldet, was ich mir selbst nicht zugestand: dass Gott eine Realität auch in meinem allzu alltäglichen Leben ist.

Die Erfahrungen, die ich von meinem heutigen Standpunkt aus als die eigentlichen bezeichnen würde, waren eher implizit und flüchtig. Sie standen in Bezügen innerhalb meines Lebens, die ich vom offenkundig Religiösen eher getrennt hielt. Vor dem Gedanken einer erhabenen Transzendenzerfahrung und einem Wirken des Heiligen Geistes an mir schreckte ich zurück. Das war ein paar Auserwählten vorbehalten. Ich war ja schon Oberministrant und Organist, statt mit den anderen im Sportverein, Schützenverein und bei der Feuerwehr zusammensitzten. Das war Sonderstellung genug.

Wer weiß, vielleicht habe ich dadurch die eine oder andere Chance verpasst. Die Erfahrung einer athematischen Gottsuche hat aber auch etwas Tröstliches. Denn es gibt genug junge Menschen, die anders sozialisiert wurden als ich. Ein gewisses Vokabular und damit bestimmte Zugänge habe ich durchaus mitgenommen aus meiner Tätigkeit in der Gemeinde und der Kirche. Meine Suche nach dem Mehr verlief nichtsdestotrotz eher parallel zum Kirchenhandwerk, und ich habe sie nicht immer als solche erkannt. Das dürfte mich immerhin mit denen verbinden,

die nicht in einem kirchlich mitgeprägten Kontext aufgewachsen sind.

Heute bin ich überzeugt, dass Gott jedem von uns in vielfältigen Varianten entgegenkommen kann. Auch beim schnöden Einräumen von Supermarktregalen und in der Warteschlange auf dem Arbeitsamt, bei der Klausur im stickigen Uni-Hörsaal genauso wie in der S-Bahn an einem Montagmorgen, der noch müde ist vom Wochenende. Weder sind es nur Spezialisten, mit denen Gott sich befasst, noch muss da eine Stimme aus dem »Off« die große Lebenswende befehlen. Aber irgendetwas muss dennoch da sein. Ich glaube, die Zeichen sind unscheinbar geworden in einem sozialen Rahmen, der nicht unbedingt mit ihnen rechnet.

In einer Ausstellung von William Kentridge, die ich einmal in Salzburg besucht habe, ist mir ein Satz besonders im Gedächtnis geblieben: *Long, long live the sparrow*. Lang lebe der Spatz. In grauen Szenen, in denen altertümliche Megaphone Menschenköpfe ersetzen, beklagen die Stummfilme des südafrikanischen Künstlers das Geschrei der Welt und ihr Marschieren. Was soll da ein Spatz schon ausrichten? Ich male mir eine graue Straße aus, ausgebrannte Großstadthinterhöfe irgendwann mitten im August. Die paar von Betoneinfassungen eingeklemmten Bäume lassen ihre Blätter hängen. In dieser trockenen Staubwüste mag auch kein Kind mehr Ball spielen. Aber es raschelt hinter den Blättern. Ein frecher kleiner Spatz

belebt die Szenerie trotzig. Allein, dass er da ist, macht das Ganze weniger bedrückend.

Vielleicht wirkt der Heilige Geist nicht nur klassisch als Taube, sondern auch so: als Spatz, der durch meinen Alltag hüpfet. Selbst, wo es nicht so alltagsgrau ist, springt er herum und macht die andere Welt präsent, mitten zwischen den Cafétischen - und doch jenseits davon. Ein kleiner Spatz, der, wenn er nicht aufpasst, schnell der Katze gehört und der ganz angewiesen darauf ist, dass er Tag um Tag das Nötige vorfindet. Seit ich in dieser Kentridge-Ausstellung war, freue ich mich immer über seine vorsichtigen Annäherungen, er, der bei jeder schnellen Bewegung bereit ist, davonzustieben. Ja, lang lebe der Spatz!

Für mich ist das vorliegende Buch insofern ein Experiment: Ich will überlegen, welche Gedanken mir damals, als Jugendlicher und junger Erwachsener, andere Perspektiven erlaubt hätten. Manche Gedanken sind über lange Wege meiner eigenen Entwicklung entstanden, und entsprechend schwer ist zu sagen, ob mein früheres Ich auf solche Gedanken gehört hätte - oder hören hätte können. Im Erzählen von meinem Weg bin ich vorsichtiger geworden oder vielleicht nachdenklicher. Ich kann die eigenen Erfahrungen meines Gegenübers nicht überspringen, und manche meiner Worte innerhalb unseres Gedankenaustausches werden wahrscheinlich erst einmal ins Leere laufen. Entsprechend ist dieses Büchlein kein

großer Wurf. Eher der Versuch eines Augenzwinkerns im rechten Moment, das der Situation ein anderes Gesicht gibt. Denn das ist alles, wozu ich mich in der Lage sehe. Für mehr müsst ihr schon auf Gott selbst warten.